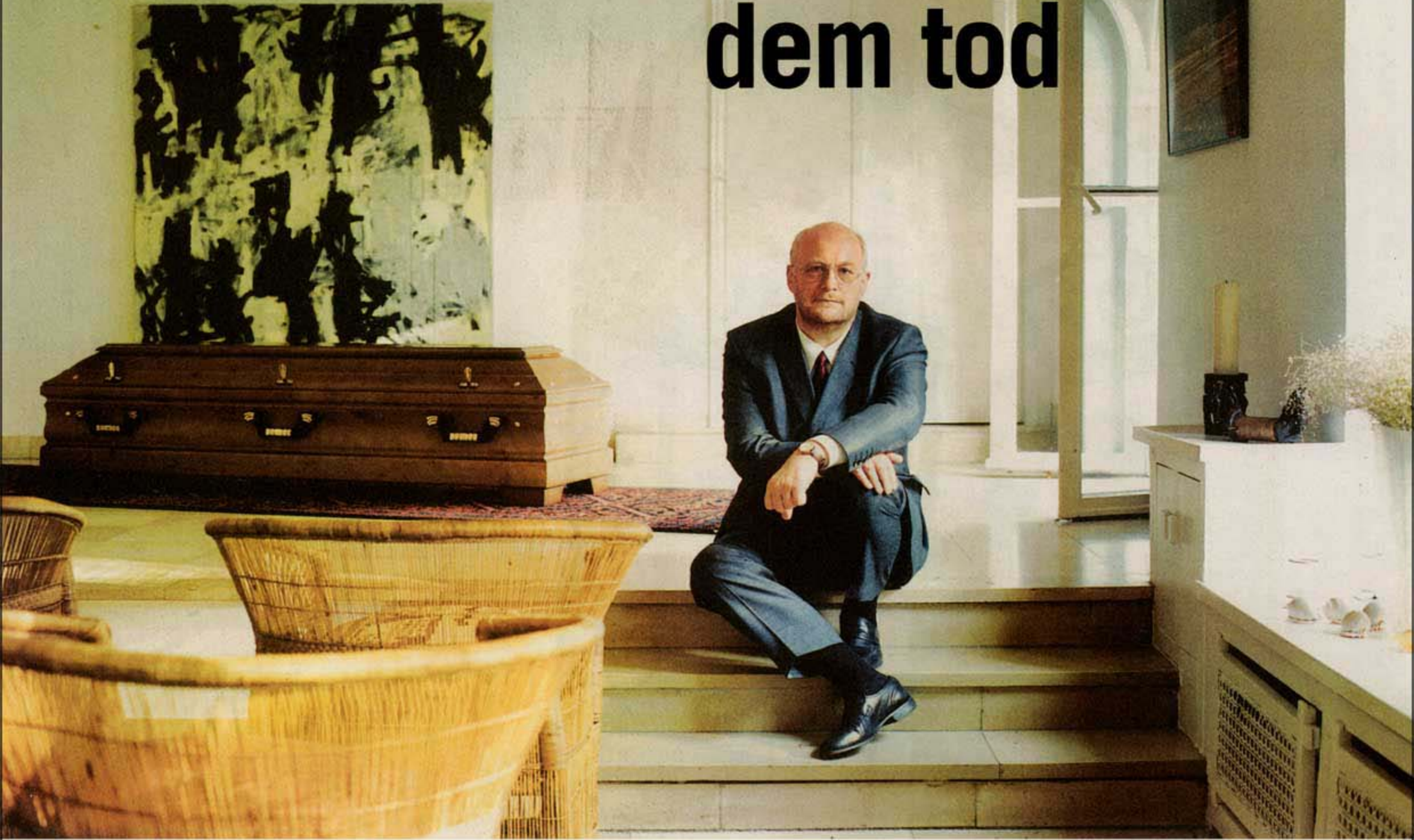


# leben mit dem tod



**Kalte Friedhofshallen, Beerdigungen im Akkord und Hinterbliebene, mit denen keiner spricht: Der Tod ist das große Tabu.**

**Fritz Roth setzt sich für eine neue Trauer-Kultur ein. In seinem „Haus der menschlichen Begleitung“ dürfen Angehörige am offenen Sarg sitzen und Schulkinder einen Leichnam berühren.**

Ortsende Bergisch Gladbach. Das rotgerahmte Schild weist in den Wald. „Haus der menschlichen Begleitung“ steht darauf, „Private Trauer Akademie Fritz Roth“. Eine lange Rechtskurve führt hinauf und zieht eine Schneise in die Hügel voller Herbstlaub und Bäume, eine Gruppe schlanker Skulpturen lenkt den Blick nach links. Die Münder der hölzernen Wächter lächeln. Der Weg endet vor einem einstöckigen Haus auf der Anhöhe. Glasüren, ein Fahrstuhl, der Empfang ist in der ersten Etage. Dort: Korbstühle, Teppiche, freier Blick in die Natur durch Fenster ohne Gardinen. Aus dem Sekretariat dringen Satzketten. „Der Sohn möchte eine Bestattung...“, „Ich habe hier einen Trauerfall...“, „Der Totenschein ist...“, „Der Arzt muss den Todeszeitpunkt...“. Die Frauenstimmen raunen nicht pietätvoll, sie sprechen klar und bestimmt. Männer in grauen Kitteln, darunter schwarze Hosen und schwarze Krawatten zu weißen Hemden, laufen umher. Und dann kommt Fritz Roth. Typ mittleres Management, grauer Anzug, wache Augen, fester Händedruck.

Fritz Roth ist Bestatter. Nicht irgendeiner. Der Mann hat eine Mission. Über die kann er stundenlang sprechen, und das macht er in Vorträgen, im Rundfunk, in Seminaren. Er will den Tod zurück ins Alltagsleben holen. Er will Trauer ohne Vorschriften. Ein Bestattungswesen, das nur regelt, mache die Lebenden ebenso krank wie ein unverbauter Tod. Pastoral seine Stimmlage, lyrisch seine Sprache, hart seine Argumentation: Fritz Roth fordert eine neue Bestattungskultur.

Ein Mensch stirbt. Die Hinterbliebenen sollen entscheiden – und zwar schnell. Wann den Toten beerdigen? Wie? Wo? Welcher Sarg? Fristen sind einzuhalten. Die Pietät stellt Fragen. Die Friedhofsverwaltung drängt. Der Pfarrer braucht Stichworte für eine Rede, die ein Leben auf Sätze wie, „Er ist immer gerne Rad gefahren und hat oft mit seinen Enkeln gespielt“, reduziert. Verwaltungssache Tod. Erst wenn der letzte Gast der Trauerfeier gegangen ist, setzt die Erkenntnis ein: Opa kommt nicht mehr, um mit den Enkeln zu spielen.

Als der Unternehmensberater Fritz Roth vor 17 Jahren das konservative Bestattungshaus Pütz kaufte, damals noch mitten in Bergisch Gladbach, war er schockiert. Über Kollegen, die sich eher als Sargverkäufer verstehen, ihre Häuser „Institute“ nennen und mit schweren Samtvorhängen verdunkeln. Schockiert über gekachelte Trauerhallen, in denen mitunter nicht einmal der Sarg mit dem Toten steht. Über Taschentücher auf Plastikstühlen und hastige Händedrucke, mit denen Witwen abserviert werden. Die nächste Trauergesellschaft wartet schon.

„Für mich war Trauer eine Sache der Gemeinschaft, ich kannte nur einen natürlichen Umgang mit dem Kommen und Gehen.“ Fritz Roth ist auf

einem Bauernhof im Bergischen Land aufgewachsen. Als seine Oma starb, war er sechs. Nachdem die Tote von ihren Schwiegertöchtern angezogen worden war, kam sie ins gute Zimmer, in den Raum der Weihnachtsfeier und großen Familienereignisse. Wer bei ihr sein wollte, konnte sie anfassen, den Tod berühren, sehen, riechen. Das Leben im Haus ging weiter.

Heute ist ein Mensch meistens nur vom Hörensagen gestorben. Das Krankenhaus ruft an: Er ist tot. Die Pietät spricht über den Toten. Der Pfarrer. Aber wer hat ihn noch sehen können, den leblosen Körper im Sarg? Wer durfte das entspannte Gesicht berühren und die faltige Hand halten? Wer kann noch Zeit mit dem Toten verbringen, da es gilt, zügig zu entscheiden, ob 40 oder 80 Stück Kuchen beim Leichenschmaus ausreichen.

Du sollst und musst, bekommen Hinterbliebene zu hören. Und nur selten: Was willst du? Oder: Was hätte der Tote gewollt? Keine Zeit, mit allen Sinnen zu begreifen, dass da ein Mensch nicht mehr lebt. Schuld an der Misere sei das Konsumsystem mit der Botschaft: Du kannst alles haben, ersetzen und neu kaufen, es gibt keine Grenzen. „Dieses System hat ein Problem: den Tod. Weil der nicht abzuschaffen ist, muss ich ihn tabuisieren, negativ besetzen und totschweigen, damit sich der Konsument nicht damit auseinandersetzt.“ Nachdenken über das Ende, das will Roth. Nicht nur im Trauermonat November, sondern auch im Advent oder an einem Festtag im Hochsommer, wenn das Leben schön ist. „Ich sollte mir in einem glücklichen Moment aufschreiben, was ich machen will, wenn eine für mich wichtige Person sterben wird. Was mir Trauer bedeutet.“

Roth setzt Trauer mit der Sinnlichkeit der Liebe gleich, spricht von „Trauerliebe“: „Wenn ich jemanden liebe, lasse ich mir auch nicht vorschreiben, wie ich dieses Gefühl zum Ausdruck bringe.“ Im Trauerliebesfall schon. „Hinterbliebene müssen sich Sprüche anhören wie, ‚Kopf hoch, das Leben geht weiter‘, und sagen lassen, was sie zu empfinden haben.“ Konsequenz für Roth: Der Tod sei der beste Lehrmeister für bürgerlichen Ungehorsam. Gegen die verwaltete, für eine mündige Trauer.

Vor sieben Jahren zog das Bestattungshaus in die umgebaute frühere Fabrik im Wald. Im „Landhotel der Seele“ wollen Roth und seine 15 Mitarbeiter die Voraussetzungen für einen offenen Umgang mit dem Tod schaffen: Raum, Zeit, Erlaubnis. Die Räume sind hell. Hier ein kleiner Holzfuß in einem Fensterrahmen, da eine afrikanische Maske auf einem Sims. Anfassen erwünscht. Die Nähe des Hauses zum „größten Verbündeten des Menschen“, der Natur, soll die Lebensgeister der Hinterbliebenen wieder wecken. Wer sprechen will, soll sprechen, wer allein sein will, darf allein sein. Wer zwei, drei,

vier, fünf Tage mit dem Verstorbenen verbringen will, kann sich in eines der Abschiedszimmer setzen. Sie gleichen wohnlichen Hotelzimmern im Landhausstil: Holzschränke, mit Blumenmustern bezogene Sessel, Teppiche in Rosé. Nur das Bett fehlt. Stattdessen steht da ein offener Sarg mit einem Leichnam, hängt ein Bild mit einem weißen Kindersarg an der Wand. Hier können Trauernde Musik hören, dem Toten dessen Lieblingskleider anziehen. Sie können Gegenstände, die dem Verstorbenen wichtig waren, als Beigaben in den Sarg legen, den sie außen bemalen oder auch selbst bauen können. „Hier darf ich schreien, lachen, was ich will“, sagt Roth, der im Schnitt 4500 Mark für eine Bestattung berechnet. Erlaubt ist dafür eben alles, was nicht gegen die Sitten verstößt, wie etwa Leichenschändung.

Da er die Zeit nach der Beerdigung, in der so viele Menschen allein gelassen werden, als besonders wichtig betrachtet, bietet der Trauerbegleiter auch Gesprächskreise an. Eine dieser Gruppen baut gerade eine weitere Skulptur auf dem 30 000 Quadratmeter großen Gelände, das Roth zum Zauberwald mit Meditationsgarten machen will, zu einem „Freistaat lebendige Trauer“. Überdies hat Roth ein Zentrum für trauernde Kinder eingerichtet. Sie malen Bilder, basteln Knetfiguren, dürfen mit dem Dreirädchen um den Sarg fahren. „Bis zum 18. Lebensjahr sehen Kinder und Jugendliche mindestens 250 000 Tote im Fernsehen, aber sie wachsen auf, ohne zu wissen, was Tod bedeutet, ohne die verstorbenen Großeltern noch einmal gesehen zu haben.“ Ahnungslos, was da so schnell beerdigt worden ist.

Also klärt Roth auf – auch Menschen, die nicht in Trauer sind. Das beginnt schon mit Kindergartengruppen, denen eine Puppenspielerin Stücke über das Lebendigsein vorspielt. Roth empfängt auch regelmäßig Schülergruppen, Konfirmanden oder Jungpriester, die er mit dem Tod konfrontiert. So sieht sie aus, eine Leiche. So riecht sie. Und so fühlt sie sich an. Im Altenheim, fordert Roth, sollten die Toten nicht in den Keller geschoben, sondern in dem Raum aufgebahrt werden, in den jeder Bewohner, der irgendwie kann, noch geht: im Speisesaal.

Fritz Roth hat nicht nur Freunde in der Branche, obwohl er beim Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Bestatter (BDB) in Düsseldorf durchaus Respekt genießt. „Er leistet hervorragende Arbeit“, sagt Rolf Lichtner. Von den etwa 4000 Bestattern bundesweit sind 3200 Mitglied im BDB. Roth ist ausgetreten. Lichtner weist die Kritik des Bergisch Gladbachers am deutschen Bestattungswesen zurück. Nicht die Pietäten drängten zu schnellen Beerdigungen, sondern die Friedhofsverwaltungen. Um Alternativen für die oft kühle Atmosphäre von öffentlichen Trauerhallen zu bieten,

hätten gut 50 Bestattungshäuser eigene Hallen gebaut. „Die jungen Bestatter begreifen ihren Beruf ganz anders, bilden sich weiter, sind offen.“ Zum 1. August 2001 wird es einen Ausbildungsberuf „Fachkraft für das Bestattungswesen“ geben, im November bekommen in Bayern die ersten „Funeral master“ ihre Urkunden. Wäre der Titel nicht geschützt, hießen sie Bestattungsmeister.

Aufbruch und Veränderung sieht auch Franz Hartje aus Münster, der den Kongress der Fachmesse „Eternity“ organisiert und ein Experte deutscher Bestattungskultur ist. „Aber weite Bereiche sind noch sehr antiquiert. Diese Feld-, Wald- und Wiesenbestatter sagen natürlich über einen Mann wie Roth, der mehr von ihnen verlangt, als einen Sarg am Friedhof abzustellen: ‚Der ist doch bekloppt‘.“ Extreme wie in Amerika, wo die 80-Jährige so hergerichtet werde, „dass sie wie Marilyn Monroe aussieht“, seien zwar hierzulande undenkbar, aber vom Colani-Designer-Sarg für 12 000 Mark bis hin zur kostengünstigen „Peace Box“, dem faltbaren Pappsarg, sei alles zu haben.

„Wer’s mag, kann sich von mir aus schon zu Lebzeiten seinen Sarg ins Wohnzimmer stellen und als Bar nutzen“, sagt Hartje. Hauptsache, die Menschen formulierten bei Zeiten ihre Wünsche und verdrängten den Tod nicht. „Wir wollen ja 150 Jahre alt werden, deshalb wird panisch nachts ein Bestatter angerufen, um den toten Opa schnell abholen zu lassen, dabei dürfte der bis zu 36 Stunden im Haus bleiben.“ So werden die Leichen oft entsorgt statt beerdigt. Ein guter Bestatter sei ein Profi-Nachbar, sagt Hartje. „In den Dörfern haben bis zum Zweiten Weltkrieg auch alles die Nachbarn erledigt.“ Die Leichenwäscherin war zugleich Hebamme. Die Männer bauten den Sarg. Der Leichenbitter ging durch den Ort und bat zum Toten. Der Tod war eine Gemeinschaftssache.

Nicht mit Leichenbittermiene, sondern unverkrampft will auch Hartje den Tod in seinen Vorträgen aus der Tabuzone holen. Wenn die ganze Familie beim Geburtstagsfest versammelt ist, müsse auch dieses Thema möglich sein: „Wenn dann die Frage kommt: ‚Müssen wir ausgerechnet jetzt darüber sprechen?‘, sollte die Gegenfrage lauten: ‚Natürlich – wann denn sonst?‘“ Und auch der Leichenschmaus, der nicht selten in Festtagsstimmung endet, sei wichtig: „Es ist normal, sich auch mit Freude an einen Menschen zu erinnern, morgen darf ich auch wieder weinen.“

Hartje hat seinen eigenen Tod schon „voll durchgeplant“. Er tippt auf einen Ordner im Regal. Der Sarg, den sich der kerngesunde 58-Jährige ausgesucht hat, ähnelt in Kopfhöhe ein wenig einer Pyramide. „Vielleicht entdecke ich auch noch ein schöneres Modell.“

TEXT: **PETRA MIES** FOTO: **ALBRECHT FUCHS**